

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 181.

Dienstag, 6. August.

1929.

(15. Fortsetzung.)

Der Kanalschwimmer.

Roman von Karl Lütge.

(Nachdruck verboten.)

Erst bei Einbruch der Dunkelheit kamen die beiden Basler wieder zum Vorschein. Sie schritten nebeneinander durch die Halle, dankten flüchtig dem Gruß des Portiers und sahen fühl über die in den Klub sesseln lehnenden Gäste hinweg — unter denen sich, weit auseinandergerückt, Mac Allan und Kommissar Briand befanden.

Die eigenartige Marotte Mac Allans, nachts nie vor ein bis zwei Uhr, oft noch viel später, heimzukehren, schien auch der kleine elegante, lebhafte Franzose mitgebracht zu haben. Auch er erschien erst in der Nacht, etwas nach zwei Uhr, wieder in der Kurhaus-

halle. Wenig später als er kamen die Basler. Sie machten einen müden und abgespannten Eindruck und eilten grußlos durch die Halle. Der Franzose dagegen zeigte ein zufriedenes, lachtes Gesicht. Und auch Mac Allan, der nach dem Paar durch die Drehtür sich gemächlich schob, war zufrieden und angeregt.

Er schrieb noch in der Nacht das folgende kurze Kabeltelegramm:

„Die Entscheidung naht. Es ist im Kurhaus ein französischer Kriminalist aufgetaucht, der schnell das Paar erkannt hat und auch die Nachtrainingsstunden mitbeobachtet. Das Paar ahnt nichts. Es klebt noch notdürftig aneinander.“

Um folgenden Nachmittag, der statt des anhaltenen beglückenden Sonnenscheins trübe Wolken über das Kurzusbad geschoben hatte, fragte Frau von Gagern den Freund:

„Wollen wir uns nicht etwas zerstreuen, Fred? — Du bist angegriffen und nervös. — Darf ich dir die Hauptstadt Hollands zeigen?“

Fred Bronnen, der in den Tagesstunden schwer unter dem dumpfen Druck der Verhältnisse litt und sich nachts bei seinem heimlichen, unbefriedigenden Training sehr anstrengte, bezeigte wenig Neigung hierzu.

„Warum?“

„Es stärkt uns — — du bist frischer, mutvoller — — die Stadt ist schön und reich und wird dir viel Neues und Erhebendes zeigen.“

Da aus den Worten der Frau Besorgnis sprach, war Fred Bronnen bereit und fuhr mit der Frau in die nahe Hauptstadt hinein, zu der elektrische Schnellbahnen, zahlreiche Straßenbahn- und Autolinien geschäftig führten.

Sie durchwanderten ohne sonderliches Interesse den Riesenbau des schägegefüllten, doch leblos-kalten Friedenspalastes, den des Amerikaners Carnegie Kriegsabtheu und der Völker Anteilnahme erstehen ließ. Sie statteten dem entzückenden Mauritshuis einen Besuch ab und verweilten lange in dieser Adelsversammlung der Kunst, die mit Rembrandt, Jan Steen, Franz Hals und anderen Großen des Landes zu ihnen sprach.

Als sie sich vom Mauritshuis über den dümmigen, wichtigen Binnenhof zum düsteren Gemäuer des vielbesuchten Gevangenpoorts wandten, da merkten sie, daß auch der unangenehme Yankee, der sie dauernd auffällig bei Tisch beobachtete, das Mauritshuis verließ und über die hällenden Steine des Binnenhofes ihnen mit lauen Beinen nachstieg — — und auch den kleinen

Franzosen erblickten sie, der im Schatten des Ritterzaals verweilte und nun die Absicht hatte, auch aus dem Binnenhof heraus zum Buitenhof zu gelangen.

„Entsetzlich!“ zerquälte sich Gerda von Gagern.

„Du meinst die beiden Herren — —“

„Du hast sie auch bemerkt?“
„Gestern abend und heute mittag — und auch bei der Abfahrt von Scheveningen.“

„Wir sind ihnen ausgeliefert!“

„Oh — nicht doch! — Wir können auch anderswo leben! Es muß nicht Scheveningen sein! Wenn wir nachts aus den Dünen den Weg nicht ins Kurhaus zurücknehmen, sondern mit einem Auto nach dem Haag und von da nach Zandvoort oder Nordwyk gehen, dann sind wir die Belästigung los!“

Fred Bronnen leicht eingefallene Wangen röteten sich. Er nahm die entsiedelnde Brille ab und stellte sie mit rascher Bewegung achtlos in die Rocktasche.

„Es ist widerwärtig, unter diesem Zwange zu leben. Was wollen die Leute? Wollen sie uns der Polizei ausliefern, dann hätten sie es in der ersten Stunde tun können. Warum beobachten und belauern sie uns?“

„Sie werden noch nicht ganz sicher sein“, gab Frau von Gagern zu bedenken. „Wir haben uns noch mehr in acht zu nehmen. — Du mußt auch — entschuldige, daß ich das unter diesem Zwange — der äußeren Verhältnisse sage — zärtlicher, mehr Gatte, zu mir sein.“

Fred Bronnen erwiderte nichts darauf. Doch sein Gesicht verfinsterte sich merklich.

Im Gevangenpoort, als sie über knarrende, viellihundert Jahre alte Dielen schritten, konnten sie nicht weiter von den Verfolgern sprechen. Der Führer erzählte die Geschichte des alten Gemäuers, die kein Ruhmesblatt für die Niederlande ist. — Sie hörten nicht hin. Sie wußten plötzlich nicht, weshalb sie in dem Schwarm gleichgültiger Menschen standen und sich Dinge erzählen ließen, die sie nichts angingen und die für sie nichts bedeuteten gegenüber dem, was ihr Schicksal war.

Als die Führung durch das alte Gemäuer beendet war, fuhren sie eilends nach Scheveningen zurück und erwogen auf der Fahrt im Auto den Plan an neues besseres Verbergen vor Nachstellungen, bis sich dies nicht mehr nötig machen sollte.

Allein, als am Abend beim Diner die beiden Herren abwartend und beobachtend auf ihren Plätzen an Tischen rechts und links saßen, da verwarf sie den Plan. Die Gefahr schien gemildert. Ihr gutes Gewissen gaukelte ihnen Sicherheit vor, wo sie am Nachmittag noch das Gegenteil erblickt hatten.

Groß und nachdenklich waren die Augen Gerda von Gagerns. Ihr Blick irrte über den Mann hin, den sie seit Monaten heiß ersehnte und der nur durch den fühnen, entschlossenen Schritt, mit dem sie sich an seine Seite gestellt hatte, der Ihre geworden war. Daz sie ungeachtet dessen beständig um ihn werben mußte, daß er ihr immer wieder entglitt, wenn die Macht ihrer Augen ihn nicht zu ihr zwang, das wußte sie und empfand es zeitweilig schmerzlich und war ohne Trost. Sie schob die Schuld auf die ärgerliche Lage der Ungewißheit und beständigen Sorge, in der man sich befand.

Ihre Augen wanderten von dem verschlossenen, merklich veränderten Gesicht des Freundes durch den weiten, hellen Saal und hielten schließlich an den beiden Verfolgern, die in vollkommener Harmlosigkeit an den Nebentischen, ihnen zunächst, saßen. Ein Leuchten glomm in den Augen der schönen Frau. Sie schob das Eis unangerührt zurück und lehnte auch die Früchte ab, die der Kellner in silberner Schale vor sie hingestellt hatte.

Sie bat den Ober herbei, den würdigen, feierlichen alten Herrn.

„Gnädigste Frau — —“

„Bitte Sie die beiden Herren — hier an den Einzeltischen dicht hinter und neben mir — an unseren Tisch — — und dann möchte ich den Weinkellner — —“

Der Ober verneigte sich feierlich.

„Sehr wohl, gnädige Frau!“

„Du erlaubst doch?“, wandte sich Gerda von Gagern an den Freund.

Fred Bronnen ließ die Frau verwundert gewähren.

Die beiden Herren traten, der Einladung der schönen Frau folgend, an den Tisch. Mac Allan nannte seinen Namen zuerst. Er war weder betroffen, noch geschmeichelt, sondern zeigte dasselbe säuerliche Gesicht wie sonst.

Kommissar Briand, der jüngere der beiden Herren, war dagegen merklich beruhigt und setzte sich zurückhaltend, den Stuhl weitab gerückt vom großen runden Tisch des Paares, nieder.

„Finden Sie es nicht netter, meine Herren, daß wir dem unangenehmen Zustande, so weit auseinander zu sitzen, ein Ende machen? Ich glaube, Sie haben uns viel zu sagen! Oder vielleicht auch nur zu fragen? Es gewann für uns den Anschein — und wir täuschten uns wohl nicht?“

Mac Allan medierte ein heißeres, leicht belustigtes Lachen. Kommissar Briand war betroffen. Er stand im Bann der schönen Frau. Sein empfängliches Herz, das ihm die Versehung von Paris nach dem entlegenen Dünkirchen eingebrocht hatte, begann mit dem pflichteifrigsten Beamten in Konflikt zu geraten.

„Oh, gnädige Frau — —“, widersegte er sich höflich und setzte in der Absicht, galant zu sein, hinzu: „Wer durfte es wagen, anderes als Bewunderung aufzu bringen — —“

„Lassen wir das“, wehrte höflich, doch kühl, Frau von Gagern ab. „Kommen wir zur Sache!“

Mac Allan räfelte sich vergnügt auf seinem Polsterstuhle. Er hob das Glas, schob die Blumen, die auf dem Tische standen, beiseite und blickte die Frau fest an.

„Auf das Ihre, Madame!“

Gerda von Gagern nippte nur. Ihre Sicherheit begann bei der kalten Ruhe des Amerikaners und der galanten Höflichkeit des Franzosen zu schwinden. Sie hatte die beiden Herren überrumpeln wollen. Nun fühlte sie ihre Kraft erlahmen, als die beiden Kriminelisten sich jeder Lage gewachsen zeigten. — Der eine in ablehnender, höflicher Galanterie, der andere in überlegenem Spott.

Fred Bronnens abweisende Miene schien sich zu beleben. Der Kampf am Tische begann ihn zu reizen. Seine Augen funkelten zu Gerda von Gagern hinüber. Sie nahm den Blick voll Freude auf und fühlte sich gestärkt und rasch wieder sicher.

„Sie haben Interesse an den nächtlichen Spaziergängen, die ich mit meinem Gatten mache? Oder sollte es Zufall sein, daß auch Sie bis zu genau derselben Zeit am Strand spazieren gehen?“

Gerda von Gagerns Augen zwangen den Franzosen in ihren Bann. Der Amerikaner blickte zur kostbar ausgemalten Decke des Saales auf und verriet mit keiner Miene, wie ihn das Gespräch ergötzte.

Fred Bronnen sah vorgeneigt, erwartungsbegierig. Der Franzose öffnete unter dem Zwange der Augen der schönen Frau den Mund, sah an, stammelte etwas und brach dann verwirrt wieder ab.

Mac Allan hob sein Glas gegen Fred Bronnen.

„Auf baldiges gutes Gelingen!“

16. Kapitel.

Das Gesicht Kommissar Briands rötete sich. Er nahm sein Glas.

„Darauf gern! — Auf vollen Erfolg!“

Fred Bronnen starnte den Franzosen betroffen an. Gerda von Gagern preßte die Lippen fest aufeinander, um nicht auszuschreien. Sie beugte sich über den Tisch, ihr Atem ging rascher.

„Welcher Erfolg, meine Herren?“

„Der Kanal!“, zwinkerte Mac Allan vielsagend. Kommissar Briand bestätigte durch Kopfnicken, daß er dasselbe gemeint hatte.

Fred Bronnen fiel zurück auf seinen Stuhl. Gerda von Gagerns Erregtheit wich. Resigniertheit ging über ihr Gesicht.

Der Kanal, dachte sie schmerzlich. Fred Bronnen murmelte grimmig: „Der Kanal!“

„Der Mörder ist gefaßt!“, flüsterte leise, als sei es ein Geheimnis von höchstem Wert, Kommissar Briand in das Schweigen über den Tisch.

Sein Blick traf Fred Bronnen. Dessen Gesicht wurde aschfahl. Er streckte die Arme weit von sich und bog den Oberkörper wie im Schmerz zurück.

„Nein — nein — — sprechen Sie nicht weiter —“

Gerda von Gagern schloß vor Weh und Qual die Augen. Vorbei — —, alles aus. Nun kam das Furchtbare. Die Verfolgung war nichts, die Angst nichts, die Sorge nichts. Das Furchtbare kam mit der Verhaftung. Mit dem Ungewissen, was der Spruch des Gerichts sein würde.

Mac Allans unbewegliches Gesicht belebte sich. Er musterte den Franzosen misstrauisch und feindselig.

„Der Mörder ist gefaßt“, wiederholte der Kommissar triumphierend, doch nicht mehr so grausam überlegen wie beim ersten Male.

Die Arme Fred Bronnens sanken. Nun kam es doch, daß man ihn ergriß, bevor sich seine Unschuld erwiesen hatte. Ob sie sich nun noch herausstellen würde? — Wo blieben die deutschen Behörden? Nahmen sie keinen Anteil an dem furchtbaren Geschick eines Landeskindes?

„Der Mörder ist gefaßt und ist in Gewahrsam — —, er hat heute gestanden!“, sprach in die Dummheit, die über dem Tische mit den Blumen, Weingläsern und Zigaretten lastete, Kommissar Briand, und es klang, als komme die dünne, näselnde Stimme von fern her, aus einem unwirklichen Raum.

Gerda von Gagern sah sie zuerst.

„Der Mörder ist — — Wer ist es? Wo ist er? — Sie haben ihn — —?“

Die schöne Frau schluchzte beinahe vor Freude.

In Fred Bronnens Augen glomm ein Leuchten auf. Mit einem Male war ihm so leicht. Er legte die Hände breit auf den Tisch, stützte sich auf, als wollte er mit einer Rede beginnen. Und er lachte dann. Lachte brutal, breit — — aus nervösen, zermürbten Gedanken heraus.

Rückkehr.

Unsere Träume sind uns vorausgeslogen
In den Sommer hinein,
So sind wir vor die Tore der Stadt gesogen
Beim ersten Morgenschein.

Wir wollten Wiesenblumen pflücken,
Weilchen, Anemonen — —
Wir wollten arglos wohnen
Unter blauen Himmelsbliden.

Aber der Abend sank. Und verirrt
Blinnten eisige Sterne.
Und es lag wie in fremder Ferne
Alles, was kommen wird . . .

Wir waren zu früh hinausgeslogen
Ins Wunderland.
Nüchtern sind wir die Straße zurückgezogen
Hand in Hand . . . Walter Medauer

Thuratus Ende.

Eine Erzählung aus der Urzeit von Karlheinz Runed.

Ein Prasseln und Brechen lief durch das heiß brütende Dicke, in dessen feucht-dumpfen Tiefen nie geschautes Getier sein verborgenes Dasein führte. Ein schlantes junges Weib durchscheite fahlen Gesichts, mit weit geöffneten starren Augen, den Rand des dichten Waldes nach seiner Tiefe hin. Der schwülende Mantel aus zarter Antilopenhaut hing nur noch los um die braunen, kräftigen Schultern; ein starker Dorn aus Rentierhorn hielt ihn vorn am Hals zusammen. Der Gürtel aus Bärenfell, der die Fellschuppe um die Mitte des Leibes zusammenfassen sollte, war zerrissen und längst verloren gegangen. Das fleischfarbene, fast blau schimmernde Haar hing in dichter, zerraufter Fülle um Stirn und Schläfen. Dorniges Gestüpp verfing sich in den wehenden Strähnen, riss den Kopf der atemlos Vorwärtsstrebenden nach hinten, zerfetzte Mantelfell und Füße, die nur unzureichend mit weichen Lederlappen umhüllt waren, und machte jeden Schritt zu einer Anstrengung, die selbst den stärksten Mann nach kurzer Dauer hätte ermüden müssen. Aber Harana, die junge Mutter, merkte nichts von allem. Mit dem untrüglichen Spürsinn des Wildes folgte sie der Spur des frechen Räubers, der ihr Harana, den Erstgeborenen, der eigenen Füße noch unkundigen Sohn, entrissen hatte, um sich für die Abweisung zu rächen, die seine Werbung vor mehr als zwei Blumenzeiten erfuhr. Thuratu war's, der Altestensohn aus der großen Sippe, die jenseits des dichten Waldes auf unübersehbar großer Ebene ein frohes, wildreiches Leben führte. Dem Vater gefiel der Freier für die Tochter, verhieß Thuratu ihr doch ein sorgenloses Dasein in der wildreichen, blumigen Steppe überm Wald und reiche Brautgabe. Aber Harana fürchtete die bösen, schwarz funkelnden Augen des Werbenden, außerdem achtet ihr Harana, aus eigener Sippe gebürtig und wohl anzuschauen an Körperwuchs und Muskulärke, ungleich besser, denn Haranus Augen blickten gut und klar wie Phos, des Lichtgottes, selbst. Sie wurde Haranus Weib, zwar mit des Vaters Einwilligung, aber auch verfolgt von dem rachsüchtigen Sohn Thuratus, des Abgewiesenen. Dreimal hatte er ver sucht, sie zu rauben, das letztemal noch, als unter ihrem Herzen schon Haranis kommendes Leben sich regte, aber jedesmal erschien Haranu, das finstere Vorhaben des Nebenbüchers zu verhindern. Nun aber, vor einer halben Sonnenbreite Zeit erst, war's dem frechen Räuber geäusst, das Kind zu stehlen, das für wenig Augenblicke unbehütet stand. Fern vom Saum des Waldes her gellte Thuratus Hohnlachen durch die klare, sonnige Luft. Keiner der Männer konnte helfen, denn alle jagten sie wettab in der Steppe Antilopen, um den Fleischvorrat aufzufüllen; und von den Weibern konnte nicht eins mit den schnellen Füßen Thuratus Schritt halten. Angst und Schrecken gaben der erst wie betäubt Schenden Flügel. Kaum so viel Lanzenwürfe, wie eine Hand Finger hat, erreichte der fliehende Räuber vor ihr den denkenden Wald. Ohne sich zu bestimmen, stürzte sie nach hinein in das unheimliche Dunkel, das selbst die Männer mieden, weil schlimme Mären gingen von furchtbarem Ge stier, das seine Tiefen bargen. Auch Thuratu würde sich hüten, zu weit in die schreckenerfüllten Schatten einzudringen, wo auf Schritt und Tritt der Tod lauerte in furchtbarster Gestalt. Wenn er die Verfolgerin hinter sich hörte, würde er umkehren, um den gewohnten Weg zu seiner Sippe um den Wald herum zu nehmen.

Harana hastete weiter, mit liegendem Atem und taumelnd vor Schwäche und Angst. Ein abgerissenes Blatt, geknickte Zweige, hier und da ein kaum erkennbarer Fußabdruck in dem schwarzen, heimtückischen Boden, waren ihre Wegweiser. Ab und zu stieß sie einen gellenden Schrei aus, wenn die verzweifelte Angst um ihres Sohnes Leben zu stark wurde, und mit verdoppelter Anstrengung setzte sie dann jedesmal den schweren Weg fort.

Plötzlich drang ein leises Wimmern an ihr Ohr. Wie eine betäubende Welle schoss ihr das Blut in Stirn und Schläfen; ihr Herzschlag stockte. Der Wald ringsum ver sank. Es gab keine Dornen mehr, keine verborgenen Felsbroden, welche die Füße wund stießen; der Boden war glatter Stein, das Dunkel schien hell wie der goldene Sonntag draußen über der blumenbesäten Steppe.

„Harana!“ schrie sie, so laut ihr abgehetzter Atem es zuließ, und noch einmal: „Harana, ich komme.“ Aus geringer Entfernung antwortete ein Wutlaut. Das war Thuratu, der Räuber. Prasselndes Brechen von Zweigen verriet, dass er mit verdoppelter Schnelle vorwärts eilte. Dann plötzlich war alles still. Nur Haranas verzweifeltes Vorwärtsdrängen gab ringsum Laut an Dornen und hemmendem Ge zweia. Ein wirres Gestüpp zeigte in der Mitte einen schmalen, eben erst gebrochenen Pfad. Sie eilte hindurch und blieb im nächsten Augenblick wie gelähmt stehen. Vor ihr wlich rechts und links der Wald zurück. Ein weites, düsteres Wasser lag da, ringsum eingefasst von den

schwarzen Schären vor innigsten Stämme. Schmutzige Fluten trieben auf der unheimlichen Flut, die unweit des Ufers aufbrodelte, als drängte ein unsichtbarer Riesenleib mit ungewaltiger Kraft die schwarzen Wasser zur Sonne hinauf. Dicht an dem Moderrand stand Thuratu, den Rücken dem Wasser zugekehrt, unter dem Arm den weinenden Harana, die Rechte mit dem blinkenden Steinbeil erhoben, als erwartete er einen plötzlichen Angriff. Seine schwarzen, bösen Augen funkelten dem jungen Weibe entgegen. Unversehens ließ er das Kind zu Boden gleiten, wo es zwischen Lianen und weichem Sumpfgras unbeschädigt liegen blieb.

„Kommst du in dein Verderben, Harana?“ zischte der Räuber und trat einen Schritt vor, mit griffbereiter Faust; den starken Naden eingedrungen wie Berti, die Pantherklaue, wenn sie zum tödlichen Sprung sich ansticht. „Bist du mir endlich nachgekommen, du schlanke Antilope?“ Hohn und Hass stritten sich in der weithin schallenden Stimme.

Harana stand immer noch vor dem letzten Gebüsch, das den Rand des Waldes vom Uferaum trennte. Ihre Knie zitterten vor Erschöpfung, und das drängende Blut sang betäubend laut in den Ohren. „Gib mir mein Kind zurück, Thuratu!“ bat sie mit verlöschender Stimme und wußte zugleich, dass sie umsonst bat und das des weiten, unheimlichen Wassers düstere Flut ihr eigenes und des Kindes Grab werden sollte.

„Nimm es!“ höhnte Thuratu und trat zurück bis dicht an den Rand des Ufers. Ein dünner Hoffnungsstrahl durchdrückte Haranas Seele. Hatte der wilde, furchtbare Feind nur schreden wollen? Gebrach's ihm angesichts der verzuvielten Mutter am letzten Mut, die schreckliche Tat durch eine schlimmere zu krönen? Mit unsicherem Schritte tastete sie sich vorwärts, den flimmernden Blick auf das liegende Kind gerichtet, das bei ihrem Nahen erfreut aufsträhnte und die drallen Beinchen schwang. „Harana!“ murmelte sie und streute die Arme vor, den schon verloren geglaubten Sohn ans Herz zu ziehen. Sie sah nicht, wie unter den dichten Bäumen Thuratus her ein sengender Blitz auf sie niederschoss, wie seine Muskeln sich strafsten zu jähem, tödlichem Überfall.

Nun hielt sie das Kind, reckte sich hoch, mit beiden Armen die kostbare Last an sich pressend, und ein lauter Schrei der Erlösung drängte sich auf ihre Lippen. Aber sie tat ihn nicht. Grauen und Entsetzen machten sie stumm. Aus der schwarzen Flut dicht hinter Thuratus geduselter Gestalt hob sich, wie ein grausiges Traumgespenst, ein furchtbarer Drachenkopf. Riesengroße Augen schielten starr und steil auf den Ahnungslosen hinunter; ein schreckliches Maul voll spitzer Reißzähne öffnete sich fast bis zum Nackenwirbel hin, groß genug, um mit einem einzigen Biss eines Bären Kopf zu verschlingen. „Thuratu!“ schrie Harana auf, wild und gellend, und ihr Arm wies ausgestreckt in aufreitender Gestigkeit auf das Untier, von dem nur Kopf und Hals zu sehen waren. Thuratu erhob aus Blick und Geste des jungen Weibes den Todesernst und fuhr herum. Im nächsten Augenblick entfiel ihm das Beil, und seine Knie brachen zusammen wie der Antilope schlante Glieder, wenn sie der tödliche Lanzenwurf ins Leben getroffen hat. Harana sah noch den furchtbaren Kopf des Wasseruntiers herniederzucken, dann verlor sie die Besinnung.

Als sie wieder zu sich kam, war Thuratu verschwunden. Am Ufer lag einsam das Steinbeil, und weithin brodelten die schwarzen Wasser, als tobe unter ihrer Oberfläche ein wilder Kampf. Mit wanrenden Knieen wandte sich Harana zum Heimweg. Erschauernd hörten in der Höhle die Männer von Thuratus schrecklichem Ende, während auf seinem Lager von trockenem Gras der kleine Harani fröhlich krähte.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Hoffentlich! Zwei elegante Herren, die auf einem Besuch in Paris sind, treffen sich in einem Café. „Ich habe eine blendend schöne Filmschauspielerin hier kennen gelernt, die erst seit einigen Tagen in Paris ist“, sagt der eine, „und mich mit ihr gestern verlobt.“ — „Wertwürdiges Zusammentreffen!“ erwidert der andere. „Ich habe mich vorgestern auch mit einer wunderschönen Filmschauspielerin verlobt. Hoffentlich ist es nicht dieselbe.“

Die Entscheidung. Pastor Hartmeyer war ein großer Kanzelredner, und seine kleine Gemeinde war sehr stolz auf ihn. Aber das Gehalt war ebenso winzig, und als sich sein Ruhm verbreitete, erhielt er einen besseren Posten ange tragen. Seine treuen Anhänger waren dadurch sehr unruhig, und einer ging ins Pfarrhaus, um herauszubekommen, wie sich der Seelenhirt entscheiden werde. Er trifft den Sohn des Pastors und fragt ihn: „Ich weiß nicht“, gibt dieser Auskunft, „Vater ist in seinem Studierzimmer und betet um Erleuchtung.“ — „Und die Mama?“ — „Die oben und packt die Koffer.“

Der neue deutsche Frauentyp.

Wie sieht ihn das Ausland?

Bei uns finden Schilderungen über Art und Wesen unserer Geschlechtsgenossinnen in anderen Ländern, z. B. der Amerikanerin oder Engländerin, der Schwedin oder der Französin usw. stets lebhaftes Interesse. Ebenso gut beschäftigt sich die nicht deutsche Frau auch mit uns, vergleicht uns in bezug auf Anschauungen, Sitten und Bräuche, Aussehen und Charakter mit den Frauen ihres eigenen Landes. Sicher ist es nun ausschließlich und unterhaltsam, einmal die Resultate dieser Vergleiche kennen zu lernen. Wie sieht uns z. B. unsere angeständige Schwester? Über was hält die Amerikanerin von uns? Miss Edith Bedford, eine bekannte englische Schriftstellerin und Journalistin, die fürs Jahr eine mehr als zweijährige Studienreise durch Deutschland vollendet hat, plaudert sehr interessant über dieses Thema in einer Aufzählierei in der "Daily Mail".

"Eins ist sicher", so sagt sie u. a., "wenn man an die heutige deutsche Frau denkt und sie sich vorstellt, so muss man vor allen Dingen das Bild des „Deutschen Gretchen“ aus seinem Gedächtnis verbannen, so wie man es uns immer geschildert hat und wie wir es zu sehen gewohnt waren. Denn das deutsche Gretchen gibt es nicht mehr, so wenig wie den deutschen „Bacchus“ mit Hängesößen, selbstgezüchteten Strümpfen und der Musikmappe, so wie er die Witzblätter bevölkerte. Körperlich und geistig hat sich der Typ des deutschen jungen Mädchens heute völlig verändert. Noch in der vorigen Generation pflegten wir in England eine junge Deutsche, die sich beispielsweise zu Sprachstudien usw. bei uns aushielte, sofort zu erkennen, und zwar an ihrer dickehen Figur mit ungeschickter Taille, ihrer etwas ungeschickten und steifen Haltung, was auf mangelnde körperliche Ausbildung zurückzuführen war und ihrer unkleidhaften Haartracht. Auch geistig hatten diese jungen Deutschen meist eine gewisse Schwerfälligkeit und Lebenstreudlichkeit, und das war eine Folge der für deutsche junge Mädchen üblichen Erziehung, die sie sozusagen lediglich für die berühmten drei „K“, nämlich Kinder, Kirche und Küche, schulte und vorbereitete. Das alles hat sich jetzt gründlich geändert. Das deutsche junge Mädchen ist heute sportlich geübt und körperlich trainiert und sieht, was seine Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung anbetrifft, kaum noch hinter den Engländerinnen zurück.

Die sorgfältige Körperschulung, deren sich die junge und füngste Frauengeneration in Deutschland erfreuen darf, hat ihren günstigen Einfluss auf die Erscheinung des deutschen Mädchens denn auch nicht verfehlt. Man sieht jetzt nur selten noch, vielleicht in kleineren Orten, das schlechthangogene „Elefantenlücken“ mit der schlechten Haltung, sondern der deutsche Bacchus, das deutsche junge Mädchen haben die flotten und freien Bewegungen wie die Engländerin, die schlank, aber nicht edige Figur ähnlich der der Amerikanerin und in Kleidung und Bewegungen einen fast pariserischen Schid.“

Über das deutsche junge Mädchen im Berufsleben urteilt eine prominente Amerikanerin. Mrs. Edna Carroll, auf Grund eigener Studien und zahlreicher Berichte in einer großen amerikanischen Frauenzitung folgendermaßen: "Die deutschen jungen Mädchen haben sich in Anbetracht der Tatsache, dass sie erst verhältnismäßig kurze Zeit im Berufsleben stehen, überraschend schnell und gut darin zurechtgefunden. Die Unsachlichkeit und Neigung zur Sentimentalität, die wir Amerikanerinnen bei der deutschen Arbeitskollegin noch vor einem Jahrzehnt vielfach bestaunten und beklagten, ist überwunden, und die Deutsche ist uns sogar trotz unserer in mancher Beziehung besseren Ausbildungsmöglichkeiten heute im Berufsleben bereits vielfach überlegen. Es kommen ihr da die typisch deutschen Eigenschaften der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zugute, an welch beiden es bei unseren jungen Mädchen leider vielfach mangelt."

Und zum Schluss noch einiges über die deutsche Ehefrau von heute, wie sie eine Französin, Madame Blanche Carterel, ihren Leserinnen schildert: "Das Wort „deutsche Hausfrau“ hat heute einen ganz anderen Klang bekommen. Es ist keine Um描绘ung mehr für Engstirnigkeit und Ungewandtheit, verbunden mit einem gewissen Pharisäertum, als die wir es lange Zeit anzuwenden pflegten. Die „deutsche Hausfrau“ das war für uns ein Wesen, das man sich nur am Kochtopf und mit dem Strickstrumpf bewaffnet vorstellen konnte, mit

ungepflegten Händen und einem vom Herdfeuer verdorbenen Teint, das in Gesellschaften schweigsam und ungästlich dasaß und im Theater einschlief. Der Ehemann war der Herr und Gott der deutschen Hausfrau, und er war ein anspruchsvoller Herr und ein gar strenger Gott. Sie zitterte vor seinem Stirnrunzeln, dachte mit seinen Gedanken und führte das Leben, das er ihr vorschrieb. Für die Monotonie und Enge ihres Daseins entschädigte die deutsche Hausfrau sich höchstens durch die berühmten „Kaffeekränzchen“, die eine Quelle unerschöpflicher Belustigung für uns waren, und bei denen das Hauptthema Kochrezepte, Kinder und Dienstbotenbesichten waren.

Heute? Ich habe in den letzten Jahren viele deutsche Hausfrauen kennengelernt, aber auf keine von ihnen passte mehr das obengezeichnete Bild. Die deutsche Hausfrau von heute hat aus ihrer Berufstätigkeit eine Wissenschaft gemacht, und sie denkt nicht mehr daran, ihr Leben in einer ruhigen Küche zu vertrauen. Sie hat sich die Fortschritte der Technik zu Hilfe gerufen und so Zeit und Kraft gewonnen, um sich auch anderen Dingen zu widmen. Für die deutsche Hausfrau sind Körperfikur und Schönheitspflege heute keine unbekannten und nahezu frivolen Gewohnheiten mehr, und sie weiß nicht nur zu arbeiten, sondern auch zu leben, gut auszusehen und am geselligen Teetisch mit Grazie zu präzidieren." Ina Woltzs.

Blumen als Stimmungsretter im Krankenzimmer.

In dem großen, sachlichen, zweckdienlichen Saal eines Krankenhauses lag nach schwerer Operation eine Frau. Immer wieder schweiften die müden, von allem Hoffnungsglanz verlassenen Augen über Fenster, Wände und Betten des Raumes. Vergeblich bemühten sich die Pflegerinnen, den Tiefstand ihrer Stimmung zu heben. Zur Besuchsstunde wehrte sie alle gutgemeinten Störungen ihres gleichmäßigen Hinträumens ab. Die Pflegerin war schon ganz verzagt, und als eine Besucherin sich nicht abweisen ließ, wogte sie dem Wunsch der Kranken entgegen zu handeln. Erhüttert von dem Wiedersehen legte der Besuch einen kostlichen Strauß in allen Farben leuchtender Tulpen auf das Krankenbett und diese Tulpen waren es, denen die erste Aufmerksamkeit der bisher Teilnahmslosen galten. Sofort griff sie nach den Blumen und sagte: aus tiefster Seele heraus: „Wie wunderschön.“ Sie war der Hoffnung wiedergegeben und damit auch dem Leben

Es ist keineswegs eine vereinzelte Beobachtung, dass liebevoll ausgesuchte Blumen stärkere Freudenstrahlen aufleuchten lassen als irgendwelche materiellen Genüsse, sofern sie nicht in einem wundervoll gezeichneten Apsel bestehen oder einer anderen erlebten Frucht, die durch ihre Schönheit den Sinn des Kranken auf sich zu lenken vermag. Mit wahrer Entseken steht man in diesen Besuchsstunden, welche Futterpäckchen von unverständigen Leuten in bester Absicht in die Krankenhäuser geschleppt werden, trotzdem es eigentlich verboten ist. Die Blumen sind oft nur als Zeichen dafür mitgenommen, dass man weiß, was sich gehört. Schnell wird dem Alpenveilchen zu Hause der lebte lage Blütenzschmud entrissen, ein Blatt und ein Faden werden herumgewurstelt und nun: „Bitte, freu dich darüber.“ Entweder gehört der Kranke zu denen, die nach den Futterpäckchen auslegen, dann sind ihm die Blumen sowieso gleichgültig oder der Kranke ist empfindsam und fühlt die Lieblosigkeit, die man den Blumen antat, wie eine Lieblosigkeit gegen sich selbst.

In den vielen stillen Stunden der Bettruhe wider Willen ist eine einzige Blüte oft Gegenstand langer, eingehender Betrachtungen und es knüpfen sich an sie freundliche Erinnerungen aus der Vergangenheit. Es haften an ihnen Gedankenfüher, die sich in eine frohere Zukunft tasten, und die dunkle, verzweifelte Stimmung verfliegt — ein stilles Lächeln klärt die unmütigen Mienen hoffnungstreudig auf. Wir haben oft genug Gelegenheit, die Nutzanwendung aus dieser kleinen Betrachtung zu ziehen, die ganz davon absieht, oft gehörte Weisheiten und Warnungen vor düstenden Blumen zu wiederholen und nur die seelische, suggestive Kraft der schönen, liebevoll gewählten Blume in die Gedanken der Schenlenden verpflanzen möchten.